

Anne Reichmann, Hamburg

Den Schmerz verwandeln **Trauer in der Seelsorge und in der Kirche**

1. Begleitung von Trauerprozessen – eine Aufgabe der Kirche

Wenn ich an meine Kindheit denke, so habe ich als ein eindrückliches Bild eine vielleicht 40jährige Frau vor Augen, die 1 Jahr lang ganz in Schwarz gekleidet durch das Dorf ging. Es kam mir immer so vor, als hätte sie einen Schutzschirm in sich herum, eine Art Aura, die sie umgab und in die niemand eindringen durfte.

Heute denke ich: Dieser Schutzschirm war nicht nur etwas, das sie ausstrahlte; er kam auch dadurch zustande, dass andere einen bestimmten Respekt vor ihr hatten, der dazu führte, dass sie mit einer besonderen Zuvorkommenheit und einer besonderen Scheu behandelt wurde. Der Schutzraum war ein soziales Phänomen, eins, das zwischen ihr und den andern seinen Platz hatte. Der dazugehörige Satz war einfach: Sie trauert. Und dann wusste man bescheid. Man ließ ihr Ruhe. Sie wurde verschont von manchen Anforderungen und Zudringlichkeiten.

Ich selbst trage nicht Schwarz, wenn ich trauere. Das bedaure ich allerdings manchmal. Ich glaube, es begann damit, dass Frauen es als einen Zwang erlebten, 1 Jahr lang schwarz tragen zu müssen. Oder als etwas Unechtes, weil sie gar nicht so lange Trauer empfanden. Oder sie wollten nicht so lange unattraktiv sein. Ich weiß nicht – in die moderne Welt passt dieser Ritus jedenfalls nicht mehr, und wie viele Rituale, so ist auch dieses in den vergangenen Jahrzehnten eingestellt worden. Man stelle sich eine Geschäftsfrau, eine Lehrerin oder eine Sekretärin vor, die ein Jahr lang schwarz trägt – das passt nicht mehr.

Heute wird Trauer eher individuell getragen. Man verändert seinen sozialen Status nicht dadurch, dass man trauert. Trauer ist ein psychischer Vorgang. Ich glaube, dass sie dadurch schwerer zu tragen ist. Denn wer trauert, hat einen inneren Schmerz, ihm ist ein Leid widerfahren. Es gibt Gefühle von Verletzung, Kränkung, Schuld, Verlust. Dieser innere Zustand braucht einen Ausdruck und eine Anerkennung durch andere Menschen, um überhaupt richtig in der Welt zu sein. Der Schmerz muss überhaupt als solcher Raum bekommen, denn ein nicht getragener Schmerz kann nicht verbalisiert und nicht verwandelt werden. Man möchte den Schmerz mitteilen und teilen. Ohne Anerkennung und ohne Ausdruck kann sich der Schmerz nicht lösen. Er bleibt einem buchstäblich im Halse stecken; er erstarrt und frisst sich fest in der Seele.

Insofern übernimmt die Kirche eine bedeutsame gesellschaftliche Aufgabe: Sie sorgt dafür, dass Trauerprozesse eine soziale Veranstaltung sein können. Sie sorgt dafür, dass Menschen vor einer Beerdigung die Möglichkeit haben, über ihre Trauer zu sprechen. Und sie stellt ein symbolisches System zur Verfügung, das die besondere Trauer einbettet in ein übergreifendes Sinngefüge.

Giddens (1995) hat die Kirchen Expertensysteme für Sterben und die Bewältigung der Realität des Todes genannt. Und in der Tat ist die Trauerbegleitung, ist die Sterbebegleitung etwas, das zu den zentralen Aufgaben der Kirche zählt und das durch die Hospizbewegung neuen Aufschwung bekommen hat.

Die vergleichsweise junge Praxis der Hospize entsteht nun bemerkenswerter Weise gleichzeitig mit dem Abnehmen der gesellschaftlichen Bedeutung der Kirchen insgesamt, und sie geschieht nicht im Zentrum der Kirchen.

Die Kirche ist seit einigen Jahren mit ihrem eigenen möglichen Sterben beschäftigt: Die Mitgliederzahlen gehen zurück, die Finanzkraft nimmt ab, Arbeitszweige und Kirchengebäude

müssen geschlossen werden. Man versucht, durch Zusammenlegung von Einrichtungen, Gemeinden und Kirchenkreisen Geld zu sparen und Kräfte zu bündeln und ist mit dem Zusammenwachsen so sehr beschäftigt, dass man aus den Augen und aus dem Gefühl verliert, dass da etwas verloren geht, unwiederbringlich, dass es also etwas zu betrauern gibt.

In diesem Kontext geraten alle kirchlichen Arbeitszweige unter Druck, auch oder gerade die Seelsorge, die doch eine eher zurückhaltende Tätigkeit ist. Vielen Seelsorgerinnen fällt es nach meiner Erfahrung schwer, ihre Arbeit in der kirchlichen Öffentlichkeit angemessen zur Geltung zu bringen, - umgekehrt mischen sich eher selten Seelsorger in die Neugestaltung der kirchlichen Landschaft ein. Sie fühlen sich nicht kompetent oder verharren in einer eher abwehrenden Position. Dadurch kommt es manchmal dazu, dass die Seelsorge innerhalb der Kirche momentan ein bescheidenes Ansehen hat, während Menschen außerhalb der Kirche in der Seelsorge eine zentrale kirchliche Aufgabe sehen.

2. Veränderungsprozesse in der Kirche – Abwehr von Trauer

Dabei wären seelsorgerliche Kompetenzen von erheblicher Bedeutung, wenn sie an der richtigen Stelle in den Veränderungsprozessen eingebaut würden.

Hermann Steinkamp hat darauf hingewiesen (Forum Supervision, Heft 28, 2006), dass es einen erstaunlichen Widerspruch gibt zwischen den der Kirche zugeschriebenen Kompetenzen im Umgang mit dem Tod einerseits und der Hilflosigkeit und Abwehr angesichts der Erscheinungsformen des Sterbens der Kirche selbst andererseits.

Vom Sterben ist auch nicht die Rede. Man spricht von Reform, man will wachsen und größer werden durch immer größere Zusammenschlüsse. Man will erfolgreich sein, man will sich konzentrieren.

Das Sterben oder das Abnehmen der gesellschaftlichen Bedeutung der Kirche als Institution wird abgewehrt. Es geschieht selten, dass man sich Zeit nimmt für Abschied und Trauer.

Manchmal gelingt es. Etwa, wenn es darum geht, eine Kirche zu schließen. Ich habe von feinsinnigen Ritualen gehört: Es gibt ein Ritual der Erinnerung, es gibt eine Prozession zu der Kirche, die bleibt. Es wird ein Symbol mitgenommen aus der alten in die neue Kirche. In diesen Ritualen wird spürbar, dass es etwas Seelisches zu bewältigen gibt, wenn ein Kirchengebäude verlassen wird: Kirchen sind Orte der Identifikation; sie haben eine stark aufgeladene symbolische Bedeutung, die oft mit der eigenen Lebensgeschichte eng verwoben ist, und die Trauer ist groß.

Insgesamt scheinen diese Umgangsformen des Abschieds eher am Rande stattzufinden. Als Grundstimmung nehme ich etwas anderes wahr: Es ist die weit verbreitete Hoffnung, dass man mit noch mehr Anstrengung den Niedergang aufhalten könne.

Ich sehe das bei einzelnen Pastorinnen und Pastoren, die das Abnehmen der Gottesdienstbesucherzahlen wider besseres Wissen doch als eigenes Versagen erleben. Sie geben sich große Mühe, durch viele extra spannende Veranstaltungen mehr Leute in die Kirche zu locken. Sie sind voller Aktionsdrang. Aber sie stehen unter Druck, und sie sind sehr erschöpft und am Ende. *Burn out* ist seit Kurzem ein drängendes Thema geworden.

Ich sehe das bei Abteilungen in Diensten und Werken, die ihr Profil z. T. erst in den letzten Jahren aufgemöbelt haben, Leitbilder auf Hochglanzbroschüren gedruckt haben, verstärkte Öffentlichkeitsarbeit machen, um zu zeigen: Wir machen viel und gute Arbeit, und das stimmt auch. Und ich sehe das bei manchen Kundgebungen der Kirche, etwa dem Papier Kirche der Freiheit. Dort wird der Eindruck vermittelt, die Kirche sei sehr erfolgreich und könnte noch viel besser dastehen auf dem religiösen Markt, wenn man sich entsprechend umorientiert.

Es gibt aber keinen verlässlichen Zusammenhang mehr zwischen Anstrengung und Erfolg, zwischen guter Arbeit und Überleben. Der Tun-Ergehens-Zusammenhang gilt nicht mehr in der Arbeitswelt.

Ich möchte nicht auf die *Ursachen* der Krise zu sprechen kommen. In unserem Zusammenhang heute ist mir der *Umgang* mit der Krise Thema. Und dieser Umgang ist von Abwehr gezeichnet. Zuweilen spürt man auch die Resignation, die sich einstellt, wenn deutlich wird: Die Mühe hat sich nicht gelohnt. Die Abteilung oder das Werk wird trotzdem geschlossen. Depression stellt sich ein, wenn nicht getrauert wurde. Wenn nicht getrauert wird, gibt es keinen neuen Anfang anderswo.

Die Wahrnehmung von Trauer könnte in den kirchlichen Veränderungsprozessen eine fördernde und heilsame Wirkung haben. Denn es gibt wirklich Verluste.

Es kommt bei Fusionen und Umstrukturierungen, wenn sie unabweislich werden, zu heftigen Reaktionen, manchmal so sehr, dass das von der Sache her kaum zu verstehen ist.

Ich denke an die Fusion dreier Kirchenkreise, die vor der Frage standen, welches der Standort des zukünftigen neuen Kirchenkreises werden sollte: Als offensichtlich wurde, dass der eine Kirchenkreis seinen Standort würde aufgeben müssen, gab es einen heftigen Aufschrei, es gab Vorwürfe, böse Unterstellungen und Angriffe. Die ganze Fusion wurde in Frage gestellt. Es gab Tränen und Abbruch der Verhandlungen. Nur mit viel Verständnis für die aufkommende Angst wurde es möglich, zu einem Kompromiß zu finden.

Als Organisationsberaterin in solchen Prozessen wechsele ich dann die Ebene und mache zum Thema, was psychodynamisch der Fall ist: Es braucht eine Schleife, einen Umweg, der die Möglichkeit gibt, sich auseinanderzusetzen mit dem, was als bedrohlich empfunden wird, mit den Ängsten, die auftauchen, mit der Trauer, die kommt, wenn die Realität anerkannt wurde. Man kann eine sachliche Verhandlung erst wieder aufnehmen, wenn die Emotionen benannt und durchgearbeitet wurden.

Ich mache in der Regel die Erfahrung, dass ich diese Umwege, die ich für nötig halte, häufig gegen Widerstände durchsetzen muss. Die gängige Meinung sagt, dass es nur um die Veränderung von Strukturen gehe. Man brauche keine Begleitmaßnahmen für die Prozesse. Das kostet nur Zeit. Effektiver sei die zielstrebige Weiterarbeit. Erst, wenn die Weiterarbeit ernstlich gefährdet ist, gibt es die Einsicht, dass Veränderungsprozesse Zeiten brauchen, die allein dafür da sind, seelisch hinterher zu kommen.

Wenn man sich diese Zeit nimmt, wandelt sich die Atmosphäre: Aus der verzweifelten Kampfesstimmung wird ein ruhigeres verständnisvolleres Miteinandersprechen. Wenn man selbst ernstgenommen wurde in den Ängsten, wenn man traurig sein und weinen durfte, kann man auch den andern wieder zuhören, und es entsteht eine Stimmung, in der auf einmal jemand eine Idee hat, die vorher gar nicht in Sicht war: Es wird kreativ. Es geht wieder weiter, allerdings anders, als man gedacht hatte.

Für mich selbst sind solche Schleifen anstrengend: Ich kämpfe mit dem Widerstand, der mir entgegen kommt. Ich kämpfe auch selbst mit großen Ängsten, dass der Prozess nun scheitern könne. Wenn ich zu identifiziert bin mit dem Gelingen der Fusion, beginne ich Druck auszuüben und kann keinen Raum herstellen für das gemeinsame Dritte, das Neue, das entwickelt werden soll. Ich quäle mich dann etwa mit der Frage herum, ob ich etwas falsch gemacht habe, dass es jetzt zu dieser Heftigkeit kommt.

Ich verstehe meine Reaktion als Übertragungsphänomen, als projektive Identifikation: Ich habe etwas vom unbewussten emotionalen Erleben im Fusionsausschuß aufgenommen und mich damit identifiziert. Die Beteiligten fühlen sich überfordert und hilf-

los. Erst, wenn ich das denken kann und dadurch Abstand gewinne, wenn ich mich selbst darauf besinne, dass es solche Phasen einfach gibt, dass sie dazu gehören und Anerkennung und Zeit brauchen, stehe ich wieder zur Verfügung in dem, was ich als meine Aufgabe betrachte: Als die, die nicht unmittelbar betroffen ist, kann ich dem Dritten Raum geben. Ich kann durch Zuversicht einen Rahmen schaffen, der diese emotional hochaufgeladenen Situationen aus-halten kann. Es kommt aus der Starre des Entweder-Oder zu mehr Bewegung. Der Boden schwankt, aber wenn man mitgeht, fällt man nicht um. Eben dadurch wird das Scheitern des Prozesses verhindert; es kommt zu einer Weiterentwicklung, aus der die Beteiligten ernster, aber auch gelöster hervorgehen.

3. Trauer und Entwicklung

Wilfried Bion, ein englischer Psychoanalytiker, der sich auf eine ganz eigene Art mit seelischen Wachstumsprozessen und mit Gruppen beschäftigt hat, stellt einen theoretischen Rahmen zur Verfügung, um solche Prozesse besser zu verstehen. Im Anschluss an Melanie Klein, deren Schüler er ist, stellte er einen universellen Mechanismus heraus, der immer wieder zu beobachten ist: Es kommt in jeder seelischen Entwicklung durch Bedrohungen von außen oder von innen immer wieder zu Zuständen äußerster Verstörung und Desintegration, die von heftigen Ängsten und den entsprechenden Abwehrmechanismen begleitet sind. Zurückgreifend auf die kleinianische Terminologie hat er diese Zustände PS genannt, paranoid-schizoide Position.

Für einen Säugling fühlt sich so etwas lebensbedrohlich an. Das Wegsein der Mutter ist so eine Situation: Das Kind gibt seinen Emotionen durch heftiges untröstliches Schreien Ausdruck. Es versucht, die unerträgliche Angst, die es zu überwältigen droht, durch Projektion in die Mutter zu bewältigen. Es ist untröstlich.

Eine Veränderung tritt erst dann ein, wenn die Mutter ihr Kind lieben kann und die Gefühle aufnimmt, die das Kind aussendet. Sie kann die Angst fühlen und verwandeln. Sie gibt ihnen einen Ausdruck und antwortet durch Worte, durch Streicheln.

Was da zwischen Mutter und Kind geschieht, ist ungeheuer komplex und von Bion in einem komplizierten System ausgearbeitet worden (W. Bion, Aus Erfahrung lernen). Wenn die Mutter die Verstörung aufnehmen und fühlen kann, wenn sie also Kontakt zu ihrem eigenen Unbewussten und dem Ausmaß dieser Ängste hat, dann ist sie in der Lage, die Angst in sich zu bearbeiten und aufzuheben. Sie kann in emotionalen Kontakt zu dem Kind zu treten und dem Kind etwas zurückgeben, das es aufnehmen kann, um den eigenen Schmerz zu verwandeln. Etwas Unverdauliches kann nun verdaut werden. Die Mutter ist eine Art seelisches Verdauungsorgan für die Erregungen des Kindes, eine Art container.

Das Kind nimmt aber nicht nur die emotionale Antwort der Mutter auf, sondern auch die Fähigkeit, mit solchen Zuständen umzugehen. Es erwirbt sich so ein gewisses Maß an eigenem innerseelischen Holding. Das Kind hat erlebt, dass es etwas Unerträgliches in die Mutter projiziert, gesandt hat, die aber in der Lage war, es auszuhalten. Es reintrojiert die modifizierte Angst und gleichzeitig die Funktionen der Mutter, mit der Angst fertig zu werden. Damit hat es einen Schritt gemacht von der paranoid-schizoiden zur depressiven Position, von PS zu D.

Dieser Schritt ist so fundamental wichtig für die seelische Entwicklung, dass man sagen kann, er ist der Schritt zur Menschwerdung. Die depressive Position kennt nicht mehr nur Entweder-Oder, Leben oder Tod, sondern es tritt etwas Drittes hinzu, etwas dazwischen, etwas Neues, das es vorher nicht gab. Es gibt nicht mehr nur Entweder-Oder, sondern etwas Drittes, die Verwandlung. Langsam kann die Mutter erlebt wer-

den als eine, die nicht nur da oder nicht da ist; sie kann als Abwesende anwesend sein – in Bildern, Worten, Symbolen. Ein und dieselbe Person kann als eine mit 2 Seiten erlebt werden; eine Integration hat stattgefunden; das Objekt kann als Ganzes wahrgenommen werden.

Entwicklungsgeschichtlich ist dieser Schritt mit dem Spracherwerb verbunden, also mit der Fähigkeit zur Symbolisierung. Ein Symbol ist etwas Drittes. Von dem Moment an, wo etwas bezeichnet werden kann, gibt es 3 Pole: Das Subjekt, das Objekt und das Zeichen, das es vertritt. Dazwischen ist jeweils ein Abstand. Wenn man es aufmalt, die drei Positionen, dann merkt man: Es entsteht ein Raum, in dem man sich bewegen kann. Anders gesagt: In dem Moment, wo ich einen Namen für meinen Schmerz habe, *bin* ich nicht mehr der Schmerz, ich *habe* ihn.

Wenn Objekte als Ganzheit im Unterschied zum Selbst wahrgenommen werden können, wird Trauer erlebbar. Sie entsteht, wenn das Objekt fehlt. Seelische Entwicklung ist motiviert durch diese Erfahrung, durch einen Schmerz. Die depressive Position hat daher von Melanie Klein ihren Namen bekommen und hat nichts mit der Depression zu tun. Das Kind lernt in dieser Phase Begrenzungen kennen. Weder es selbst noch die Mutter sind allmächtig und können vor dem Trennungsschmerz bewahren. Beide sind verletzbar. Das Kind erfährt, dass die Mutter nicht nur gut oder böse ist, sondern es ist dieselbe Person, die manchmal als gut und manchmal als böse empfunden werden kann. Von nun an sind Mitgefühl und Schuldgefühl erlebbar. Die Basis für Wiedergutmachung und für die Übernahme von Verantwortung für das Eigene ist gelegt.

Dieser Akt der Integration ist von Trauer begleitet, von Trauer und Reue. Denn in der Phantasie, so kann angenommen werden, wollte das Kind die Mutter, die nicht verfügbar war, vernichten. Es ist die wichtigste Erfahrung dieser Zeit, dass die Mutter diese Angriffe überlebt hat. Auf diese Weise lernt das Kind seine eigenen Grenzen kennen: Es kann die Mutter nicht zerstören. Das ist die Basis für eine Grundzuversicht des Getragenseins, des Vertrauens.

Die Anerkennung der Realität ist immer schmerzhaft und deshalb mit Trauer verbunden. Ohne Schmerz, ohne die Erfahrung von Verlust, Bedrohung, Einschränkung gibt es keine seelische Entwicklung. Das Leben ist ohne solche Erfahrungen nicht ganz.

Trauer und Kreativität sind auf das Engste miteinander verbunden. Die Bewegung von Angst und Wut zur Trauer hin ist eine Bewegung nach innen. Ich gehe nicht mehr raus und greife den andern an; ich halte inne und werde meiner selbst gewahr. Das braucht Zeit für einen Rückzug. In Trauerprozessen und in Trauerritualen gibt es immer diese Zeit des Rückzugs und der Regression. Zuweilen ist die Trauernde gar nicht mehr richtig in der Welt und hat Schwierigkeiten, den Herausforderungen des Alltags nachzukommen. Wenn diese Zeit übersprungen oder zu sehr forciert wird, kann die Trauer nicht gelebt und damit auch nicht überwunden werden. Es kommt zu keinem Neuanfang, sondern nur zu einem Weiter So mit unterdrücktem Schmerz, der sich woanders breit macht.

Ich finde, man kann seelischen Schmerz etwa vergleichen mit einer Wunde am Knie: Die wird verbunden und geschont, damit sie in Ruhe heilen kann. Woher kommt die Vorstellung, die Seele sei weniger bedürftig als der Körper? Ich erlebe immer wieder, dass seelischen Prozessen keine Zeit gegeben wird. In unserer hektischen Welt, in der Produktivität der oberste Qualitätsmaßstab für das ganze Leben ist, gelten unproduktive Zeiten als nutzlos, sinnlos. Das Gegenteil ist der Fall: Wo keine Zeit gegeben wird für Wandlungsprozesse, kommt es in Wirklichkeit zu einer Art rasendem Stillstand. Der seelische Schmerz erstarrt, das Leben wird flach und eindimensional. Das *WeiterSo* ist eine ganz alltägliche und angesehene Form von Gewalt, die Men-

schen sich vor allem selber antun, um sich anzupassen, um gut dazustehen in den Verhältnissen, in denen wir leben.

Seelsorge kann sich mit solcherart Umgang mit seelischen Schmerz nicht abfinden. Seelsorge hat in diesem Sinne unzeitgemäß zu sein. Sie gibt den seelischen Bedürfnissen von Menschen ihre Würde, indem sie sie theoretisch und methodisch zum Ausgangspunkt ihres Selbstverständnisses macht und ihnen praktisch Raum verschafft.

4. Seelsorgerliche Haltung und Trauerprozesse

Es hat in den letzten Jahren mehrere viele Versuche gegeben, Seelsorge mit dem bionschen Zweig der Psychoanalyse zu verbinden (Wolfgang Wiedemann, Martin Weimer u. a.). Das mag auch daran liegen, dass Bion Kategorien bereit hält, die sehr gut mit der Theologie zu verknüpfen sind und die sehr gut in eine seelsorgerliche Haltung zu übertragen sind.

Sein Begriff für die Haltung, mit der die Mutter sich innerlich auf ihr Kind einstellt, ist *reverie*, träumerische Gelöstheit. Für Freud war es die gleichschwebende Aufmerksamkeit. In dieser Haltung kann die Mutter aufnehmen, was in ihrem Kind ist. Bion kennzeichnet diese Haltung als eine Art Leere, in der es drei Dinge nicht gibt: Keine Erinnerung, kein Verstehen und keinen Wunsch. Ich stelle mir das vor wie die Weisheit, die der Tor hat, eine Art bewusster Torheit, vielleicht so, wie wenn ich etwas zum ersten Mal höre und sehe: Ich weiß nichts, ich verstehe nichts, ich will nichts Bestimmtes. Ich bin frei, um etwas Neues aufzunehmen. Ich bin neugierig auf das, was sich ereignen mag. Bion spricht er von der *negative capability*: Das ist die Fähigkeit, einen Zustand äußerster Unsicherheit auszuhalten. Erst dann bin ich wirklich frei für den ändern. Erst dann kann ich anderes wahrnehmen als das, was ich schon kenne oder was ich gerne hätte.

Wie schwer es ist, in diese Haltung zu kommen, weiß ich aus eigener Erfahrung und aus der Supervision, mit Seelsorgerinnen und Seelsorgern. Wir möchten immer etwas verstehen, wir möchten immer hilfreich sein. Wir möchten immer gut dastehen. Wir können gar nicht anders. Insofern hat diese Leere vielleicht etwas Übermenschliches. Sie liegt ganz in der Nähe mystischer Erfahrung. Menschen, die spirituelle Erfahrungen machen, haben eine Vorstellung davon, dass sie anzustreben, aber nie zu erreichen ist. Eine Haltung von Rezeptivität und Aufmerksamkeit. Die Offenheit dieser Haltung für das Neue, Unbekannte nennt Bion *faith*. Und in der Tat braucht es dafür einen Glauben, den Glauben, dass etwas Gutes, etwas von Gott her auf mich zukommen wird, ohne das ich dessen sicher sein kann und ohne dass ich das herstellen kann. In diesem Sinne hat Bion die Psychoanalyse und ihre Begriffe dynamisiert, verzeitlicht und neu ausgerichtet, auf die Zukunft ausgerichtet. Es geht dabei um die Spannung zwischen Nichtverstehen und Verstehen.

Der Sinn, das Ziel einer Seelsorge in diesem Horizont ist nicht das Helfen, ist nicht die Heilung. Der Sinn ist, dass herauskommen kann, was ist, was eigentlich los ist, was wirklich wahr ist. Für Bion kommt es in einer solchen Begegnung darauf an, dass O sich ereignet. O steht für die Wahrheit, für etwas, das wir nicht kennen, das aber im Gespräch auftauchen kann, wenn wir in der Haltung sind, offen zu sein für etwas Unerwartetes. Wenn die Wahrheit sich ereignet als gemeinsame emotionale Erfahrung, dann ist mehr geschehen als man erwarten kann. Es ist heilsam. Denn das Eigene, das Lebendige ist liebenswürdig, und der Respekt für das, was bei mir wahr ist, ist die Voraussetzung für jeden anderen Respekt.

Diese Haltung, dieser *frame of mind*, ist für Wolfgang Wiedemann in allen möglichen settings anwendbar (Wiedemann, in : Noth und Morgenthaler, Seelsorge und Psychoanalyse, S. 182).

Ich habe oben ein Beispiel geschildert, wie in einem Fusionsprozeß eine solche Haltung einen Umweg und damit eine Weiterentwicklung ermöglicht hat. Sie kennen aus der Seelsorge und aus der Beratung ähnliche Situationen: Es braucht in der Seelsorge eine Gegenüber, dass das Gesagte, aber auch das Ungesagte aufnehmen und verwandeln kann. Bion hat dafür das Modell *container-contained* entworfen.

Diese Art des Kontaktes ist nur möglich, wenn beide gemeinsam in eine seelische Bewegung kommen, bei der beide Suchende, Fragende sind. Das ist eine hohe seelsorgerliche Kunst, die *negative capacity*: Wir neigen dazu, dem andern helfen zu wollen, etwas bewirken zu wollen, heilen zu wollen, Erfolg zu haben. Aber wir sorgen dafür, dass all dies eben nicht geschieht, gerade, indem wir es wollen. Das ist eine paradoxe Situation. Das Ziel ist nicht die Veränderung, die Besserung des Zustandes, sondern die Ermöglichung ,dass das, was jetzt wahr ist, herauskommen, auftauchen darf – ohne bewertet und ohne gedeutet zu werden.

Meine Erfahrung ist, dass alles, was da ist in einer Situation von Trauer, von Schmerz, einen Ausdruck braucht, einen Ort braucht. Und es können sehr unterschiedliche Gefühle, Gedanken, Phantasien sein. Wenn es diesen Ort gefunden hat als lebendiges Ereignis im Gespräch, - dann löst sich etwas; dann kommt weitere Entwicklung in Gang. Mehr ist nicht nötig. Mehr ist nicht möglich. Denn wir können einem andern Menschen seine Entwicklung nicht abnehmen. Deswegen kann man für die Seelsorge auch nicht ein Ziel formulieren, das überprüft werden kann, es sei denn dies: Seelsorge ist ohne Ziel und Zweck, und gerade dadurch bringt sie Entwicklung in Gang. Wenn gefühlt und gesagt werden kann, was da ist, wenn auftauchen kann, was noch nicht da ist, wenn beide ausgerichtet sind auf das, was auf sie zukommt, dann ist das eine kostbare Zeit; dann ist in diesem Gespräch Raum für Gott. Diese Prozesse brauchen Zeit. Unter Druck finden sie nicht statt. Sie dauern. Und sie führen durch Untiefen der Ohnmacht, der blinden Wut, der Schuld und der Verleugnung von Schuld. Erst wenn ich den einen Schritt gehe, kann der nächste kommen. Wenn ich noch mitten im Fallen bin, kann ich nicht glauben, dass ich wieder hochkomme. Aber die Erfahrung sagt: Es geht weiter, gerade dann, wenn anscheinend unerträgliches Zuwendung erfährt. Dann zeigt sich etwas Neues.

Trauer ist ein relativ hoch entwickeltes und differenziertes Gefühl. Sie tritt erst ein, wenn ich eine Beziehung habe, zu jemandem oder zu etwas, das mir wertvoll ist, das außerhalb meiner Reichweite ist, aber von großer Bedeutung für mich. Wer nicht liebt, kann nicht trauern.

Dabei geht es in der Trauer nicht nur um den andern. Wenn wir weinen am Grab eines geliebten Menschen, dann ist vielleicht gar nicht von Anfang an Trauer um diesen geliebten Menschen. Ich weine vielleicht erst nur um mich, weil ich etwas verloren habe. Ich weine darum, dass ich nichts habe tun können. Ich weine vielleicht auch darum, dass ich vieles versäumt habe, was nun nicht mehr gehen wird. Es ist vor allem das ungelebte Leben, das uns auf eine Weise traurig macht, die etwas Untröstliches hat. Ich glaube, es geht dann darum, dem, was nicht hat leben können, wenigstens einen Namen zu geben, es aus dem diffusen Fühlen heraus zu holen in konkrete nicht zugelassene Vorstellungen, Erfahrungen. Erst, wenn sie da sind, kann ich mich von ihnen verabschieden, um sie weinen, und erst durch diesen Prozess hindurch komme ich bei mir und bei dem verlorenen Menschen an. Komme in der Realität an. Wenn diese Dinge im wahrsten Sinne des Wortes nicht heraus kommen dürfen, dann entwickelt sich keine Trauer, dann erstarrt der Schmerz zur Depression. Wenn jemand wirklich trauert, brauche ich mir um ihn keine Sorgen zu machen. Trauer ist etwas,

das unseren Beziehungen und den Ereignissen des normalen Lebens wirklich sehr angemessen ist. Sie ist etwas sehr Lebendiges. In der Trauer ist etwas von der Liebe lebendig, die wir zu jemand oder etwas hatten. Und sie weist uns hin auf das Leben.

5. Was die Kirche als Organisation von der Seelsorge lernen kann – was SeelsorgerInnen in den Veränderungsprozessen lernen

Es gibt ja sehr viele Anlässe für Trauer: Das ganze Leben, sagt Ricoer, ist mit verlorenen Objekten gesäumt. Abschiede gibt es immer wieder. Es wird etwas abgeschnitten, das leben wollte. Oder es wird durch das eingetretene Ende überhaupt erst deutlich, was ich da hatte, was ich da alles hätte leben können und nicht getan habe. Wenn die Trauer kommt, muß ich ihr Zeit geben, mich ihr zuwenden. Ich habe dann traurige Tage. Das mögen wir nicht. Das entspricht nicht dem gängigen Bild vom Leben, auch nicht in der Kirche.

Meine Idee ist, dass die Kirche als Organisation von der Seelsorge lernen kann und lernen sollte. Im Moment scheint das weit weg zu sein. Die Seelsorge hat in der kirchlichen Landschaft wie gesagt – zumindest kann ich das für Nordelbien so sagen – keinen hohen Stellenwert und kein sehr hohes Ansehen. Sie entspricht nicht dem Zeitgeist, weil sie kaum einem erfolgsorientierten Interesse entgegenkommen wird. Ich glaube aber, dass Menschen außerhalb der Kirche die Seelsorge als einen Ort in dieser Welt betrachten, wo man hingehen kann, wenn man gar nicht mehr weiter weiß, wenn es um die letzten Fragen geht. Man traut SeelsorgerInnen zu, etwas auszuhalten und zu trösten. Dieses Zutrauen ist ein Schatz, den die Kirche nicht verspielen, sondern pflegen sollte. Man sollte ihm eine hohe Bedeutung geben und viel investieren in die Ausbildung von Seelsorgerinnen und in die strukturelle Ausstattung und institutionelle Anbindung von Seelsorge in nichtkirchlichen Organisationen wie Krankenhäusern und Gefängnissen. Die Seelsorge ist dort manchmal der einzige Ort, der vom Verwertungs- und Kontrollinteresse ausgenommen ist. Ihr werden eigene Regeln zugestanden, die für das Menschliche sorgen können.

Die Kirche kann von der Seelsorge vor allem lernen, dass Prozesse, die mit Menschen zu tun haben, offen sind; man kann nicht planen, was dabei herauskommt. Und sie kann lernen, dass Prozesse, die mit Menschen zu tun haben, immer Zeit brauchen. Deshalb sind Orte und Zeiten nötig, in denen verdaut werden kann, was Veränderungen in den Menschen auslösen. Und vor allem muß der Grund deutlich sein: Es hat keinen Sinn, eine Reform durchzuziehen, zu verordnen, bevor die Einsicht gewachsen ist, dass sie eine Lösung für ein anstehendes Problem sein mag. Dies Problem braucht ein Ansehen. Sonst ducken sich die Menschen nur oder gehen in den Widerstand. Sie übernehmen keine Verantwortung, sondern erleben sich als Opfer. Manche Leitungskonflikte sind auf diese Weise zu verstehen. Wird den Menschen Zeit gegeben, Neues zu verdauen und Verlorenes zu betrauern, so können sie den Anschluß finden. Ich mache die Erfahrung, dass Menschen und Gruppen in Organisationen wie oben beschrieben Hin und Herschwanken zwischen paranoid-schizoiden und depressiven Zuständen und habe gelernt, eben dies als Ausdruck von Lebendigkeit zu verstehen. Das nimmt mir etwas von der Angst.

Wenn viele stecken bleiben im depressiven Rückzug oder aber im Kampf sich festbeißen, dann kostet das eine enorme Energie. So kann eine ganze Organisation ihre Kraft verlieren. Manchmal sehe ich diese Gefahr: Viele Gottesdienste sind so kraftlos geworden. Man hat den Eindruck, die Pastoren bemühen sich so, einem viel zu geben. Aber gibt ihnen der Gottesdienst etwas? Leben sie selbst von dem und aus dem, was sie verkünden? Es hat keinen Sinn, immer mehr und immer besseres für andere zu tun. Es hat Sinn, bei dem anzukommen, was ist, und das ist vielleicht dies: Die Kirche ist schwächer geworden, und das kränkt uns sehr. Die Kirche wird nie wieder so sein,

wie sie vor 10 – 20 Jahren war. Sie wird vielleicht ein Verein sein wie andere auch, eine unter anderen Glaubensgemeinschaften, sie wird unsichtbar (Luckmann) und spiel gesellschaftlich nicht mehr so eine große Rolle. Das alles ist traurig.

Mein Eindruck ist, dass der Glaube, den wir verkünden, vielen in der Kirche momentan verloren gegangen ist. Ich meine nicht einen bestimmten Glauben, einen Glaubensinhalt, ich meine eine Haltung: Die Haltung nämlich, dass es eine Grundgewissheit gibt, dass man sich den Lebensprozessen - und dazu gehört auch die Trauer - überlassen kann. Ich kann weitergehen in der Gewissheit, dass in ganz anderer als erwarteter Weise etwas von Gott her auf mich zukommen wird. Ist das nicht der Kern unseres Glaubens? Ist das nicht die seelsorgerliche Haltung, die ich oben beschrieben habe? Vielleicht sind wir in einer Situation, wo ein Psychoanalytiker wie Bion uns an unser Eigentliches erinnern muß, an unser O, an unsere Wahrheit.

Gerade Trauerprozesse verbinden uns mit den Geschichten und Symbolen unserer Tradition. An wen wenden wir uns in der Trauer? An wen wenden wir uns, wenn wir nicht wissen, wie es weitergehen soll? Ich denke, dass die Praxis des Gebets Trauer sehr gut aufnehmen kann. Gott kann eine Menge aushalten. Jeder Trauerprozess ist eigentlich eine Geschichte von Sterben und Auf(er)stehen. Das wird spürbar etwa im 30. Psalm, in der Emmausgeschichte oder bei Johannes 20, als die Jünger aus Furcht die Türen verrammelt haben und der auferstandene Jesus unerwartet eintritt und sie anspricht: „Friede sei mit Euch“. Dann bläst er sie an und übergibt ihnen den Geist. An dieser Geste ist zu erkennen, dass es sich bei Jesu Geist um die alte ruach handelt, die die Schöpfung begleitet hat als Geist, der über dem Wasser schwebt und als Atem, den Gott dem Menschen einhauchte. Geist, der lebendig macht. Auch die Trauer ist etwas sehr Lebendiges. Von diesem Zentrum aus wird sich vielleicht etwas Neues, etwas Kraftvolles entwickeln, das nicht nur Ausstrahlung haben *will*, sondern sie hat.

Angewendet auf Prozesse der Veränderung in der Kirche als Organisation bedeutet das, dass die Maßnahmen zum großen Teil verlangsamt werden müssen, verlangsamt, aber nicht weniger intensiv gestaltet werden müssen. Es braucht Zeiten des Machens und Zeiten des Innehaltens, Zeiten der Auseinandersetzung und Zeiten des Feierns von dem, was errungen wurde. Es braucht Schleifen und Umwege. Es braucht Formen, Strukturen, wo möglichst alle einbezogen werden. Alle sollten einbezogen werden, aber nicht alle können entscheiden. Es muß klar sein, wann was passiert, wer was zu tun oder zu entscheiden hat. Wenn Menschen respektiert und in Anspruch genommen werden, dann sind sie dabei, dann haben sie Lust, dann geben sie ihre Kraft und tragen mit, was entsteht. Gute abgestimmte Beteiligungsprozesse sind eine Investition, die sich auszahlt in der Zukunft.

Seelsorgerinnen und Seelsorger in nichtkirchlichen Einrichtungen sind in besonderer Weise von Veränderungen betroffen, nicht nur von denen in der Kirche, sondern auch von den Entwicklungen im Gesundheitswesen und in den sozialen Feldern dieser Gesellschaft. Diese sind gekennzeichnet durch Umstrukturierungen, durch Privatisierung, durch Effektivierung und Professionalisierung der Arbeit, durch das Interesse an Profitmaximierung. Das bedeutet, dass sie 2 Welten, also 2 Organisationen und ihre unterschiedlichen Kulturen, in ihrer Rolle verbinden müssen, die Kirche und das Krankenhaus. Sie sind Abgesandte der einen Organisation in die andere. Dabei stellt sich die Frage, wieweit sie sich der Organisation, in der sie arbeiten, anpassen bzw. wie weit sie ihre Unabhängigkeit bewahren. Seelsorge muß sich wehren gegen Instrumentalisierung von welcher Seite auch immer.

In Supervisionen mit Krankenhauseelsorgerinnen und Krankenhauseelsorgern stelle ich fest, dass deren Arbeit längst nicht mehr nur die Gespräche am Krankenbett sind; sie werden auch vom Personal in Anspruch genommen durch die zunehmenden Belas-

tungen und Kränkungen, die diese durch die oben genannten Entwicklungen zu bestehen haben. Sie werden für ethische Fallbesprechungen gebraucht, für Supervisionen, für Konfliktgespräche zwischen Leitung und Angestellten. Manchmal werden sie vereinnahmt, das Image des Krankenhauses aufzubessern, die Widerspenstigkeit eines Patienten zu bezähmen oder anderes. Es wird gefördert, dass sie in der Institution Krankenhaus spirituelle und rituelle Aufgaben wahrnehmen können, etwa, wenn Andachtsräume eingerichtet werden.

Sie stehen dabei als Profession neben anderen Professionen wie Ärzten und PsychologInnen und müssen deutlich machen, was ihr Eigenes ist. Sie müssen Schwerpunkte in ihrer Arbeit setzen, weil die Arbeit sonst nicht zu bewältigen ist. Und sie sind herausgefordert, den Rahmen für ihre Arbeit zu definieren und in der Institution zu etablieren. D. H. sie müssen dafür sorgen, dass ungestörte Gespräche möglich sind, in denen Verstehen und Verarbeiten sich ereignen kann. Es braucht dafür geschützte Zeiten und Räume. Die fallen nicht vom Himmel. Vereinbarungen und Verhandlungen sind nötig, in denen eine ganz andere Haltung gefordert ist als die oben beschriebene seelsorgerliche Haltung: Man muß wissen, was man will, man hat ein Ziel, das man durchsetzen möchte, und man hat ein Geschick dafür, für die eigene Sache zu werben, Gelder zu aquirieren und Kompromisse zu machen. Erst, wenn der nötige Rahmen gesetzt ist, kann darin die seelsorgerliche Haltung eingenommen und ein Raum geschaffen werden, in dem es kein bestimmtes Ziel, keinen außer ihm liegenden Zweck gibt. Das bedeutet, dass SeelsorgerInnen zunehmend eine institutionelle Kompetenz brauchen, um ihre Arbeit gut machen zu können. Das ist eine neue Kompetenz, die viele erst lernen müssen. Und es bedeutet, dass SeelsorgerInnen zwischen unterschiedlichen Haltungen hin- und her wechseln.

Hinzu kommt, was immer schon nötig war: Auch Seelsorger und Seelsorgerinnen brauchen ein containment, brauchen einen Ort und eine Zeit, in der sie sich entlasten können, ihre Konflikte durcharbeiten können, fachlich und institutionell lernen können. Das geschieht vor allem in der Supervision. Es geschieht aber auch durch die Pflege der eigenen Spiritualität: Durch Zeiten des Rückzugs, der Muße, des Gebets, des Singens, Feierns, Träumens, Zeiten, in denen die eigene Lebensfreude gelebt werden kann, Zeiten, in denen man sich holt, was man selbst braucht. Zeiten der Selbstsorge. Dieser Aspekt wird meistens unterschätzt oder vielmehr: Er wird nicht wertgeschätzt. Denn es genügt nicht, sich diese Zeiten zu erlauben. Wenn wir davon ausgehen, dass Entwicklung ohne buchstäblich freie unproduktive Zeiten nicht gelingt, dann sind sie notwendig für unseren Beruf, und es ist die Aufgabe einer Seelsorgerin, sich gut zu erholen, das eigene Leben befriedigend zu gestalten. Wer sein Feuer nicht regelmäßig hütet und schürt, ist in absehbarer Zeit ausgebrannt, und die Fähigkeit zur Regression ermöglicht die Inangriffnahme neuer Herausforderungen.

Meine andere Idee: Seelsorge und Supervision sind wie Seismographen. Dort tritt zutage, was die Menschen beschäftigt und beschwert und was im Alltag meistens nicht sichtbar wird. Das ist ein Schatz. Es wäre gut, wenn Rückmeldeschleifen installiert würden, wo sich Kirchenleitende anhören, welches die Themen in Seelsorge und Supervision sind, was los ist in und außerhalb der Kirche. Eine Kirche semper reformanda gestaltet ihre Arbeit und ihre Organisation wesentlich von dem her, was Menschen von ihr brauchen nicht primär vom kirchlichen Auftrag her. Was natürlich kein Entweder-Oder ist. Das wäre eine Kirche, die hinhört und hinsieht, die Raum gibt und einlädt und anstößt, die Menschen in Kontakt bringt miteinander und mit ihren eigenen Themen, auch den unbewussten, eine Kirche, die nicht nur etwas weitergeben will, sondern eher lernt und sucht nach Orten und Formen, wie sich das Menschliche in verrückt gewordenen Zeiten zeigen und bewahrt werden kann. Es war meiner Meinung nach selten so verkehrt, sich an den Zeitgeist anzupassen wie heute. Ich denke, dass die seelsorgerliche und die prophetische Funktion der Kirche wichtig werden: Die Kirche als Ort, an dem die Wahrheit gesagt werden kann, wo gemahnt und erin-

nert und angeprangert wird, denn Unrecht, Angst und Entwertung nehmen in der modernen Welt nicht ab, sondern zu.